

SELMA BLAIR MEAN BABY

WIE ICH SELMA BLAIR WURDE

EIN
MEMOIR

mvgverlag 

PROLOG

Im Herbst 2002 ging ich in Los Angeles zu einer Tarot-Kartenlegerin. Ich hatte gerade eine Rolle in einem Film bekommen, der sechs Monate lang in Prag gedreht werden sollte. Ich war dreißig Jahre alt, verunsichert und auf der Suche. In meinem Kopf war eine Leere, von der ich wollte, dass sie jemand füllt. Ich wollte von jemandem hören, wer ich werden würde und nach welchen Zeichen ich auf meinem Weg suchen sollte. Ich wollte einen Ausblick, wenn nicht gar eine Erleuchtung. Das ist schließlich der Grund dafür, warum wir unsere Scheckbücher für Wahrsager öffnen. Wir wollen eine Geschichte hören. Eine wilde Geschichte. Eine spannende Geschichte. Und es soll unsere eigene sein.

Die Kartenlegerin hieß T. und sie sah ein bisschen aus wie eine Berkeley-Professorin, sehr schlank, sehr intellektuell. Große Augen, umrahmt von einem schwarzen Pony, der ihr gerade über die Stirn fiel. In einer Hand hielt sie ein Taschentuch. Ihr Atem roch nach Pfefferminzbonbons. Zu ihren Füßen lag eine dünne schwarze Katze. Im Laufe unseres Gesprächs erfuhr ich, dass T. früher Anwältin gewesen war, den Beruf aber aufgegeben hatte, um ihre Gaben voll auszuschöpfen. Diese Frau schien in jeder Hinsicht eine gute Führerin auf dieser metaphysischen Reise zu sein, die richtige Person, um das Drama meines Lebens zu übermitteln.

T. war nicht meine erste Begegnung mit dem Spirituellen, denn ich suche schon so gut wie mein Leben lang nach solchen Geschichten, sei es von Mystikern und Chakra-Heilern, Medien und Numerologen, Rückführungstherapeuten und Astrologen. Meine Faszination geht weit zurück in die Zeit meiner Kindheit, als ich in Southfield,

Michigan, aufwuchs. Bei einer Geburtstagsfeier in der zweiten Klasse verkleidete sich die elegante Mutter meiner Freundin Melissa Stern als Wahrsagerin – eine glitzernde Erscheinung mit Kopftuch und vielen Ketten und Armbändern. Melissas Mutter war wunderschön und wohnte in einem riesigen Haus, was als Beweis dafür ausreichte, dass sie in die Zukunft sehen konnte, oder zumindest, dass ihre Worte einen gewissen Wert haben mussten. Als ich an der Reihe war, blickte sie in eine Kristallkugel, zeichnete die Linien auf meinen Handinnenflächen nach, schloss die Augen, hielt meine kleinen Hände und verkündete mir, dass ich eine wunderschöne Schauspielerin werden würde, wenn ich groß wäre.

»Im Laufe deines Lebens wird es so viele Jungs geben, dass sie Schlange stehen werden«, sagte Mrs Stern, während sie mit dem Finger in der Luft eine lange Schlange von Männern andeutete, die darauf warteten, mich zu erobern. Ich war sieben Jahre alt und konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wie sie auf so etwas kam. Ich hatte dichte Augenbrauen und strähniges Haar und hielt mich nicht für ein besonders attraktives Kind. Und obwohl ich zu dramatischen Ausbrüchen neigte, machte mir die Vorstellung, vor einem Publikum aufzutreten, Angst. Aber ich wollte es so verzweifelt gerne glauben. Ich war von Mrs Sterns Fähigkeiten, die Zukunft vorherzusagen, so überzeugt, dass ich jedes Wort regelrecht in mich aufsaugte. Und ich konnte es kaum erwarten, es meiner Mutter zu erzählen, die sich bestimmt über die Nachricht freuen würde.

Als meine Mutter zu dröhnendem *Evita*-Soundtrack in ihrer marineblauen 1979er Corvette vorfuhr, kletterte ich auf den Rücksitz. Unser süßer Nachbar Todd, etwas älter als ich, ließ sich vorn auf den weißen Ledersitz plumpsen, der vom Zigarettenrauch gelb gefärbt war. Ich wollte, dass die beiden erfuhren, was mir prophezeit worden war, also erzählte ich ihnen alles. »Mrs Stern hat meine Zukunft vorhergesagt, und sie hat gesehen, dass ich eine wunderschöne Schauspielerin werde«, prahlte ich. Ich wollte, dass meine

Mutter beeindruckt war. Ich wollte, dass Todd mich bemerkte. Schon mit sieben Jahren wusste ich, dass Schönheit eine seltene Kostbarkeit war.

»Ja, klar«, spottete Todd.

»Das ist lächerlich«, sagte meine Mutter, als sie aus der langen Einfahrt der Sterns herausfuhr. Sobald wir außer Sichtweite waren, nahm sie einen Zug von ihrer Vantage-Zigarette, atmete in Richtung des Armaturenbretts aus und füllte das Auto mit Rauchschwaden. »Warum sollte sie dir das sagen? Außerdem. Falls du einmal schön« – Betonung auf »falls« – »und groß wirst,« – Betonung auf dem »und« – »wirst du Model. Oder du heiratest einen Ölmagnaten und verbringst deine Tage auf dessen Jacht.« Damit war es entschieden. Das Wort meiner Mutter war Gesetz. Ende der Diskussion. Ich schaute aus dem Fenster.

Dennoch sollte Mrs Sterns Vorhersage sich für mich erfüllen, zumindest teilweise: Ich wurde Schauspielerin. Und hatte zu jenem Zeitpunkt bereits eine ganze Reihe von Männern verschlissen. Sogar einen Ölmagnaten, der mir irgendwann nicht mehr zusagte. Aber ich war noch immer auf der Suche, noch immer unzufrieden, noch immer ruhelos und festgefahren, und ich war immer noch krampfhaft bemüht, allen zu gefallen, und wurde immer wieder von Phasen der Verzweiflung überwältigt. Ich betrank mich, wenn ich nicht wusste, was ich als Nächstes tun sollte, oder wenn ich meinem Körper entfliehen musste. Ich suchte überall nach Hinweisen, nach Zeichen, nach Glück. Ich wollte, dass mir jemand sagte, wie meine Geschichte weiterging. Ich wollte, dass mir jemand weissagte, was als Nächstes kam.

Und nun, viele Jahre und viele Wahrsager später, war ich wieder hier. T. betrachtete die Karten lange und ordnete sie dann zu einem saubereren Stapel. Sie legte ihre Fingerspitzen zusammen, sodass sich ihre unlackierten Nägel berührten, und sagte mit der Art von Überzeugung, die man von einer Tarot-Kartenlegerin erwartet: »Dein

Leben wird sich in Prag verändern.« Die Katze zu ihren Füßen sah zu mir auf, als würde sie zustimmen.

Ich lächelte. Da war es: Mein Leben würde sich in Prag verändern. Sie fuhr fort und prophezeite, dass ich einen kleinen Mann treffen würde, der für mich wichtig werden würde. Und dass sich der wahre Sinn meines Lebens offenbaren würde. Auch das hörte sich gut an. Dieser Besuch lief deutlich besser als mein letzter Besuch bei einer Hellseherin, die mir mitgeteilt hatte, dass ich in meinem früheren Leben von meinem Vater gefangen gehalten und in einem Steingrab im Wald eingeschlossen worden war, wo ich bei lebendigem Leibe verbrannt wurde, ohne dass dies jemals jemand erfuhr.

Nach Prag fuhr ich für die Dreharbeiten zu dem Film *Hellboy*, in dem ich die Rolle der Liz Sherman spielen sollte – eine Frau, die über pyrokinetische Fähigkeiten verfügt und in einem Wutanfall versehentlich ihre Familie verbrannt hat und nun lernen muss, ihre Kräfte zu kontrollieren. Der Regisseur, Guillermo del Toro, hatte mich in einem Indie-Film namens *Storytelling* gesehen und fand, dass mein Gesicht einen Ausdruck von großem Verlust annehmen konnte. Und Verlust sei Liz' Kern, sagte er. Sie konnte niemanden berühren, weil sie sich bei jeder Gefühlsregung entzündete. Es war eine passende Rolle für mich, denn seit meinen Zwanzigern hatte ich oft das Gefühl, dass meine Arme in Flammen standen. Das Gefühl kam und ging ohne Grund: ein Kribbeln bis in die Fingerspitzen, wie winzige Stromstöße, dann ein so intensives Brennen, dass ich befürchtete, ich könnte in Flammen aufgehen, bis es plötzlich wieder verschwand. Obwohl es mich quälte, sprach ich nie mit jemandem darüber, nicht einmal mit meiner Mutter. Es war nur ein weiteres Geheimnis meines Körpers, das ich nicht verstand.

Also ging ich nach Prag, wo ich auf den magischen, lebensverändernden Moment wartete, den T. vorhergesagt hatte. Ich begegnete einem kleinen Mann – damit hatte T. recht –, einem Flüchtling aus

dem ehemaligen Jugoslawien, und wir verbrachten jeden Abend zusammen, tranken Sliwowitz und Champagner in Bars. Wir stritten uns, versöhnten uns, knutschten, betranken uns, stritten uns, versöhnten uns, machten rum und tranken noch mehr. Ich fühlte mich, als würde ich in einem Bukowski-Roman leben. Am Morgen wachte ich auf und fragte mich, wer dieser kleine, tätowierte, jähzornige, blauäugige Mann neben mir war. Nur um festzustellen, dass er jetzt zu mir gehörte. Das war nicht die Veränderung, die ich wollte.

Als der Film abgedreht war, kehrte ich nach L. A. zurück und war wieder einmal am Boden zerstört. Mein Leben hatte sich in Prag nicht verändert, außer dass ich noch mehr Alkohol vertragen konnte und entsprechend noch mehr trank – eine Fähigkeit, in der ich mich ohnehin schon auszeichnete. Rückblickend erkenne ich jedoch, dass ich dort einiges gelernt habe. Ich habe gelernt, wie man die Rolle einer Frau spielt, die versucht, die Kontrolle über ihren eigenen widerspenstigen Körper zu erlangen. Wie ich mich von den Schmerzen in meinen Armen ablenken konnte, wenn ich spürte, wie sie zu brennen begannen. Wie ich lange, einsame Nächte in Bars verbringen und irgendwie den nächsten Tag überstehen konnte.

Damals jedoch hatte ich alle Hoffnung auf einen guten Ausgang meiner Geschichte aufgegeben.

Was ich damals nicht wusste, aber jetzt zu lernen beginne, ist, dass ich keine Wahrsagerin brauche, die mir eine Geschichte darüber erzählt, wer ich bin oder wohin ich gehen werde. Ich brauche keine Helseherin, um Verbindungen zwischen meiner Vergangenheit und meiner Gegenwart herzustellen. Ich weiß, wie sich die Geschichte entfaltet. Ich habe erkannt, wie die Teile zusammenpassen. Und ich will diejenige sein, die diese Geschichte erzählt.

TEIL 1



ZEICHEN



MEAN BABY

Ich bin mir nicht sicher, wie ich meine hin und her schweifenden Gedanken in Worte und Sätze fassen soll, die einen Sinn ergeben. Also beginne ich mit dem, was ich weiß.

Wir alle sind auf der Suche nach einer Geschichte, die erklärt, wer wir sind.

Wie Joan Didion schrieb: »Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben.« Wir werden nicht nur durch die Geschichten geprägt, die wir uns selbst erzählen, sondern auch durch die Erzählungen anderer – die Geschichten, die sie uns erzählen, und die Geschichten, die sie *über* uns erzählen.

Die erste Geschichte, die man mir über mich erzählte – abgesehen von der, in der meine Mutter zusah, wie der Arzt mich aus ihrem Körper herauszog –, war die, dass ich schon mit einem griesgrämigen, fast schon bösen Gesichtsausdruck zur Welt kam. Ich war ein »Mean Baby«, wie die Leute bei uns sagten.

Mein Mund war verzogen zu einem ständigen mürrischen Gesichtsausdruck, und mein Gesicht und mein Blick wurden von stark ausgeprägten Augenbrauen geprägt, die bei Erwachsenen durchaus begehrt sind. Aber bei mir als einem Kind – einem Säugling – sah es so aus, als würde ich jeden prüfend und aburteilend ansehen. Niemand wusste so recht, was er davon halten sollte.

Als ich aus dem Krankenhaus nach Hause gebracht wurde, wartete nur eine meiner drei Schwestern, die damals fünfjährige Katie, in unserer Einfahrt auf mich. Mimi, zwölf Jahre alt, und Lizzie, fast zwei, waren woanders. Katie stürmte auf mich zu, während meine Mutter mich auf dem Schoß hielt, und fragte, ob ich eine

Babypuppe für sie sei. Nein, war ich nicht, signalisierte ihr mein Gesichtsausdruck. Ein paar Tage später kamen einige Kinder aus der Nachbarschaft vorbei, um das neue Beitner-Kind zu begrüßen. Nach wenigen Minuten liefen sie schreiend davon und warnten jeden, dem sie begegneten: »Geht da bloß nicht hin. Die Beitners haben ein ›mean‹ Baby.« Können Sie sich das vorstellen? Haben Sie jemals gehört, dass ein Säugling auf diese Weise beschrieben wurde? Aber was hätte ich denn tun sollen? Ich war erst ein paar Tage alt! Ein Säugling, der ständig den Mund verzog. Wahrscheinlich wollte ich nur, dass mich jemand auf den Arm nahm. Oder mich kuschelig ins Bettchen legte! Aber stattdessen gafften mich alle an und tratschten über mich. Von Anfang an wurde ich missverstanden.

Die Bezeichnung »Mean Baby« blieb an mir haften, so wie das für Etiketten nun mal üblich ist. Es ist wichtig, welchen Namen die Leute einem geben, wie man genannt wird. Denn alles, was wir sagen, hat Gewicht. Das wird manchmal einfach so dahergesagt, aber es ist wahr. Es ist, als hätte man einen Aufkleber auf dem Rücken, den der Rest der Welt lesen kann, man selbst aber nicht. Bevor ich überhaupt sprechen konnte, wurde mir ein Stempel aufgedrückt, wer und was ich war. Ich war »mean«, ich war »böse«.

Dass das Etikett so haften blieb, war auch der Tatsache geschuldet, dass ich in den ersten paar Jahren meines Lebens keinen richtigen Namen hatte. Auf meiner Geburtsurkunde steht schlicht und einfach »Baby Girl Beitner«. Im Säuglingsalter bekam ich den Spitznamen »Baby-Bear«. Laut meiner Mutter nannte meine Familie mich »Bär«, weil mein Kopf so behaart war, dass sie ihn reiben mussten, um Platz für meine Stirn zu schaffen. (Ich habe mich wegen dieses Teils meiner Geschichte immer schlecht gefühlt, bis ich gelesen habe, dass Rene Russo mit dem gleichen Leiden geboren wurde.)

Irgendwann fing meine Familie an, mich »Blair« zu nennen – nach Blair Moody, wie mir meine Mutter erzählte, einem US-Sena-

tor und Bezirksrichter aus Michigan, den sie bewunderte. Das war schon komisch, weil ich so ein launisches Kind war – »moody« eben. (Ich finde ja, dass man wirklich aufpassen sollte, wie man sein Kind nennt!) Ich erinnere mich daran, dass ich eine Blair war, weil sie es immer buchstabierten, wenn sie über mich sprachen, als ob ich das nicht kapieren würde. »B-L-A-I-R war gemein« oder »B-L-A-I-R will mitkommen«.

Das ging so weiter, bis ich drei Jahre alt war und in den Kindergarten kam, weshalb ich einen richtigen Namen brauchte. Meine Mutter beschloss, mich Selma zu nennen, nach einer von ihr sehr geliebten Freundin, die etwa zu der Zeit starb, als ich geboren wurde. In der jüdischen Tradition werden Babys niemals nach einer lebenden Person benannt, sodass dieser Name eine würdige Ehrung der Freundin darstellte. Die anderen Namen, die noch infrage kamen, waren Ethel, Gretel – die mir beide gut gefallen hätten –, Marta, Martha und Gwyneth. (Gwyneth! Ich hätte eine Gwyneth sein können!) Irgendwann beschwerte ich mich lautstark: »Wann bekomme ich endlich auch so einen Namen?«, und meinte damit die Spitznamen meiner Schwestern: Ducky, Precious und Princess. Ich wollte auch einen schönen Namen haben. Aber daraus wurde nichts. Von nun an war ich Selma Blaire Bear Beitner, wobei meine Mutter schließlich das »e« in Blaire wegließ, weil sie es für »zu präventiös« hielt. Und dabei blieb es dann.

Mein ganzes Leben lang war ich beides. Selma und Blair. Meine beiden Namen sollten mich genauso prägen wie die Geschichten, die sich um sie ranken.

~

Als Kind mochte ich den Namen Selma nicht. Er schien mir ein Name, passend für eine alte Frau und nicht für ein kleines Mädchen. Wenn ich die Wahl hatte, bat ich immer darum, Blair genannt

zu werden, aber in der Grundschule wurde ich ständig mit »Selma« angesprochen. Immer wenn die Lehrerin uns aufrief, war ich zu schüchtern, um zu bitten: »Können Sie bitte Blair zu mir sagen?« Also war ich den ganzen Tag über Selma oder Bat Sheva, der hebräische Name, den die Lehrer an meiner jüdischen Tagesschule benutzten, und zu Hause war ich Blair. Mom war immer traurig, dass ich Selma nicht mochte. Der Name war schließlich eine weibliche Form des Heiligen Benediktinermönchs Anselm. Oder ein Bezug zur Stadt Selma, Alabama. Es sei ein guter Name, versicherte sie mir oft.

Als ich fünf Jahre alt war, machten Mom, Dad und ich einen Wochenendausflug, bei dem ich mich mit einer Familie mit einem Baby anfreundete. Als wir am Pool lagen, fragte die Mutter nach meinem Namen, und ich antwortete ganz locker »Lisa« – ein schöner, normaler Name. Als Lisa spielte ich drei Stunden lang mit dem Baby und half ihm, in seinen Schwimmflügeln durch den Hotelpool zu schwimmen. Als die Nachmittagssonne tief am Himmel stand, wandte sich die Frau an meine Mutter und sagte ihr, dass ihre Tochter Lisa wirklich hilfreich gewesen sei.

»Lisa!« Meine Mutter stieß einen Schrei aus. »Sie heißt nicht Lisa! So ein Blödsinn! Was für eine Lügnerin!«

Die Frau sah mich an, als sei ich eine völlig Fremde. Mein schöner Nachmittag war wie weggewischt. Ich war nicht mehr Lisa, und jetzt war ich auch noch eine Lügnerin.

~

Meine Mutter gab mir den Spitznamen Saintly, was allerdings nicht ganz ernst gemeint war. Ich war keine Heilige. Zu meiner Mutter konnte ich manchmal wie eine Heilige sein, aber zu allen anderen war ich oft gemein und verhielt ich mich wie ein »Mean Baby«.

Als Kinder teilten meine Schwester Lizzie und ich uns ein Zimmer, da wir altersmäßig am dichtesten beieinander waren. Unsere

Eltern ließen uns die Tapete aussuchen, und da Lizzie das nicht interessierte, suchte ich mir ein Muster mit kleinen rosa und blauen Blumen aus, die auf weißem Grund schwebten. Ich wählte dieses Design aus, weil es dem ähnelte, was Jessica Lange als ihre Kindheitstapete in dem Film *Tootsie* beschreibt. Filme waren schon damals das, was mir Inspiration und Hoffnung schenkte.

In unserem Zimmer standen zwei Einzelbetten, und wir hatten diese Vinylvorhänge vor den Fenstern, an denen man ziehen musste, um sie nach oben oder unten zu bewegen. Jeden Morgen hüpfte ich blitzschnell aus dem Bett. Ich konnte noch nie lange im Bett rumliegen. (Ist das zu fassen?) Dann rannte ich immer zum Fenster, um an der Jalousie zu ziehen, damit sie aufsprang und sich lautstark aufrollte, sodass die Morgensonne direkt in Lizzies Augen schien.

»*Jehi 'Or!*«, rief ich dann aus vollem Halse und zitierte damit die ersten Zeilen der Genesis, die hebräischen Worte für »Es werde Licht!«.

»Blair!«, krächzte Lizzie dann und rieb sich die Augen. »Warum tust du das?«

Danach drehte ich meine Runde durch das Zimmer, stieß die Tür auf, schaltete den Fernseher ein, der auf der Kommode aus Ahornholz aus Moms Kindheit stand, einer Kommode, die auch schon ihrer Mutter gehört hatte, und knipste das Licht an. Ich brauchte Leben, sofort. Ich brauchte jedes bisschen von allem, jedes bisschen Hilfe, alles, was ich erreichen konnte, um mich dazu zu bringen, meinen Tag positiv zu beginnen. Schon damals habe ich das getan.

So begann jeder Morgen. Ich trieb Lizzie damit in den Wahnsinn. Aber sie ertrug mich. Jeden Abend sagten wir uns so lange gute Nacht, bis eine von uns einschlief. Sie war immer bei mir.

~

Als ich drei Jahre alt war, hüpfte ich mit Lizzie auf dem Bett herum und biss ihr ohne ersichtlichen Grund in den Rücken. Dabei riss ich ein Stückchen Fleisch heraus, was eine bläulich-rötliche Delle in ihrer Haut hinterließ. Auch das verzieh sie mir.

Als mein Großvater väterlicherseits, Abraham, starb, stand ich neben meinem Vater, als dieser bei der Beerdigung Beileidsbekundungen entgegennahm, und boxte jedem Mann, der sich uns näherte, in die Weichteile. Ich war auf Höhe der Leistengegend und irgendwie hielt ich das für sinnvoll. (Danach wurde ich von Familienveranstaltungen verbannt und musste mit unserem Kindermädchen zu Hause bleiben.)

Dann war da noch das eine Mal, als unser Nachbar Mr Glen seinen Rasensprenger mit einer langen Metallstange, dem Schlüssel für das Wasserventil, einstellte. Mit der Inbrunst eines Hundes, der einen Eindringling jagt, stürmte ich in seinen Garten, riss ihm die Stange aus der Hand, holte Schwung und traf Mr Glen direkt in den Unterleib. Das zerstörte die gutnachbarschaftliche Beziehung augenblicklich. Er sagte zu meinen Eltern, sie sollten »diesen Köter aus seinem Garten fernhalten«.

Als ich sechs Jahre alt war, hatte ich für eine Zeit lang eine Babysitterin, die Tochter einer Freundin der Familie. Ihr Ringfinger war am Knöchel amputiert, abgehackt von einem Papierschneider, wie sie mir auf meine Nachfrage hin erzählte. Ich betrachtete ihn, während sie mir *Lassie* vorlas, und stellte mir vor, wie es wohl wäre, sie zu sein.

Eines Nachmittags, als wir Dame spielten, beschloss ich, sie aufzumuntern. Ich knickte meinen Ringfinger ein und tat so, als wäre ein Teil davon verschwunden. So, glaubte ich, könnte ich eine Verbindung zu ihr herstellen. Wie selbstverständlich ging ich davon aus, dass sie das auch so sehen und denken würde: »Wir sind gleich!«, und dass uns das zusammenschweißen würde. Stattdessen berichtete sie meiner Mutter, dass ich mich über sie lustig gemacht hätte.

Sie kam nie wieder zum Babysitten.

Manchmal hing ich nach der Schule allein im Park hinter unserem Haus ab und übte mich im Turnen. Eine meiner Spezialitäten war der »Cherry Drop«, bei dem man sich mit den Knien an einer Metallstange einhakt und hin und her schwingt, um dann mit einem Salto auf den Füßen zu landen. »Das ist beeindruckend«, bemerkte die Mutter eines anderen Kindes, worauf ich antwortete: »Ja, ich trainiere für die Olympischen Spiele.« Dann nahm ich Haltung an, streckte die Arme in die Höhe und spreizte die Finger, als hätte ich gerade meine siegreiche Bodenkür beendet. Und als ob das noch nicht genug wäre, spann ich die Geschichte weiter und erzählte ihr, dass mein Trainer gleich kommen würde.

Als ich zwei oder drei Jahre alt war, wurde ich während eines Urlaubs in Puerto Rico auf einem belebten Platz von meinen Eltern getrennt. Eine ältere Frau entdeckte mich, als ich allein herum lief, kam zu mir und fragte: »Hast du dich verlaufen, kleines Mädchen?« Ich starrte sie mit meinem mir eigenen mürrischen Gesicht an, und als sie nicht wegging, rief ich: »Halt die Klappe!« Als sie erneut fragte, ob ich Hilfe bräuchte, schrie ich: »Hau ab!« Erschüttert wartete die freundliche Frau dennoch, bis ich wieder mit meiner Familie vereint war, nicht ohne meiner Mutter zu berichten, was für ein schreckliches Kind ich sei, und danach sofort die Flucht zu ergreifen. »Halt die Klappe! Hau ab!« wurde für die nächsten Jahre zu einem oft wiederholten Satz in unserem Haushalt.

In der vierten Klasse forderte ich Ilyssa Wolin heraus, ein Päckchen Heftklammern runterzuschlucken, weil ich ihre Jeans haben wollte, wenn sie daran starb. Ich erinnere mich vage, dass sie die spitzen Enden mit ihren lila lackierten Nägeln nach innen bog und die Klammern runterschluckte. Obwohl ich diese Jeans unbedingt haben wollte, war ich dann doch erleichtert, als der Tag weiterging, ohne dass sie plötzlich starb.

Einer meiner schlimmsten »Mean Baby«-Tricks, den ich immer wieder anwandte, war es, so zu tun, als hätte ich meinen Ohrring ver-

loren. Als Kind verlor ich ständig Ohrringe, während ich Rollkragenspullover anprobierte und wieder auszog. Irgendwann hatte ich gelernt, dass dies ein probates Mittel war, um die Aufmerksamkeit zu bekommen, nach der ich mich sehnte. Im Kindergarten schrie ich: »Oh nein, ich habe meinen Ohrring verloren! Er ist mir aus dem Ohr gerutscht und auf den Boden gefallen!« Wie auf Kommando hörten alle auf mit dem, was sie gerade taten, und krochen herum, um nach meinem »verschundenen« Schmuckstück zu suchen, das nie gefunden wurde, weil es sicher in meiner Tasche verstaut war.

Nachdem ich diesen Trick oft genug vor einem mir bekannten Publikum erfolgreich vorgeführt hatte, beschloss ich, ihn auch außerhalb meiner vertrauten Umgebung auszuprobieren. Als ein Junge aus meiner alten Kindertagesstätte Geburtstag feierte und ich eingeladen war, erzählte ich wieder einmal allen Anwesenden, dass ich meinen Ohrring verloren hätte. »Meine Mom wird mich umbringen, wenn ich ihn nicht wiederfinde!«, jammerte ich und schickte damit die arme Mutter des Jungen auf die Suche nach dem Ohrring. Auf Händen und Knien suchte sie den Boden nach meinem verschwundenen Ohrring ab, kramte unter den Schuhen und fegte Kaugummireste beiseite, obwohl sie eigentlich die Party ihres Sohnes hätte genießen sollen. Alle verbrachten den größten Teil ihrer Zeit mit der Suchaktion.

Als meine Mutter mich abholte, sprach die Mutter des Jungen sie an und versicherte in ruhigem Ton, dass sie versuchen würden, den Ohrring zu finden.

»Selma, was zum Henker!«, brüllte meine Mutter los.

»Es tut mir so leid, Molly«, wandte die Frau beschwichtigend ein. »Selma hat gesagt, du wärst sehr aufbrausend ...«

»Sie hat ihren Ohrring nicht verloren! Sie ist eine Lügnerin!«

Das Spiel war gelaufen.

Die Mutter des Jungen war bis zu diesem Zeitpunkt immer nett zu mir gewesen, aber in diesem Moment änderte sich alles. Auf

einem Tisch waren die Geschenktüten für die Kinder aufgereiht. Ich griff nach meiner und sie sah mir in die Augen und sagte: »Ich denke nicht.« Sie war eine gute Mutter.

Rückblickend glaube ich, dass ich neidisch darauf war, wie sehr diese Mutter ihren Sohn liebte. Sie hatte sich so viel Mühe gegeben, für ihren wunderbaren Jungen eine entsprechend schöne Geburtstagsfeier zu veranstalten, und ich wünschte mir, dass eine solch liebevolle Aufmerksamkeit auch mir zuteilwürde. Ich wollte so gerne verstehen, wie sich das anfühlt. Und ich dachte, man würde dann Aufmerksamkeit bekommen, wenn ein Notfall vorliegt. Da es keinen echten Notfall gab, fabrizierte ich einfach einen.

Dabei merkte ich weder, dass ich die Party eines anderen ruinierte, noch, dass ich dem Jungen seine Aufmerksamkeit raubte. Der Hang, anderen die Stimmung zu verderben, war eine meiner »Mean Baby«-Angewohnheiten. Meine Mutter glaubte, ich würde alle mit Absicht zur Verzweiflung bringen – aber ich wurde missverstanden. Ich wollte doch nur mit diesem Jungen befreundet sein, doch stattdessen machte ich meine Chancen darauf zunichte. Ich frage mich heute manchmal noch, ob irgendetwas weiß, dass ich dieselbe Blair bin, die alle dazu gebracht hat, nach ihrem Ohrring zu suchen.

Sozusagen als Krönung des Ganzen erzählte ich allen Kindern auf der Geburtstagsparty, dass die Füllung der Hot Dogs – kleine Partywürstchen – dem »Würstchen« meines Vaters ähnelten. Sobald wir außer Hörweite waren, drehte sich meine Mutter auf dem Parkplatz zu mir um.

»Selma, wann hast du jemals den Penis deines Vaters gesehen?«, fragte sie.

»Hab ich gar nicht«, antwortete ich ihr. In der Tat hatte ich ihn nie gesehen. Es schien nur etwas zu sein, das man sagen konnte. Etwas Lustiges.

Meine Mutter brach in Gelächter aus, so köstlich fand sie es, dass alle Kinder nun dachten, mein Vater sei mit einem Würstchen

im Schlafrock ausgestattet. Als wir zu Hause ankamen, forderte sie mich auf, die Geschichte zu erzählen, damit mein Vater wusste, wie ich ihn verunglimpft hatte. Ich glaube nicht, dass es ihn sonderlich interessierte, auch wenn er diesen Vergleich wahrscheinlich selbst nicht gezogen hätte.



Aufgrund meiner impulsiven Art wurde ich immer wieder als böses, schreckliches, aber süßes und zielstrebiges schwarzes Schaf abgestempelt. Das fühlte sich ... nicht so toll an. Und ich fühlte mich schuldig und schämte mich für all das. Ich schämte mich sogar fürchterlich, wenn ich erkannte, was ich getan hatte. Aber ich hatte keinen wirklichen Plan, wie ich ändern konnte, wer ich war. Was auf meinem Etikett stand: »Mean Baby«. Ich wusste nicht, wie ich es besser machen konnte. Ich wusste nicht, wie ich einfühlsam sein konnte. Oder geduldig. In Wahrheit war ich nicht böse, ich war nur ein Kind, das seine Handlungen nicht gut durchdachte. Aber das spielte keine Rolle. Ich machte meinem Namen alle Ehre.

Ich war ein »Mean Baby«. Als ob ich jemals eine Wahl gehabt hätte.